



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Jens Schneider, Klöster in der Region - Fragen der Regionalgeschichte.  
Gedanken zur Tagung am 7.11.1998 in Paderborn

---

## Klöster in der Region

### Fragen der Regionalgeschichte. Gedanken zur Tagung am 7.11.1998 in Paderborn

von Jens Schneider

Kirchengeschichte ist eine besondere Teildisziplin der Geschichtswissenschaft. Ihr Spezifikum liegt nicht darin, dass sie mit gleichem Recht Teil der Theologie ist; dies gilt entsprechend auch für die Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Technikgeschichte etc. Wer mit Kirchen- oder Ordensgeschichte sich beschäftigen will, muss nicht allein die zeitliche Distanz überwinden, um das Vergangene begreifen und beurteilen zu können, sondern er ist mit einer Alterität noch anderer Art konfrontiert: Er sollte die kirchlichen Strukturen verstehen. Das geht soweit, dass der Historiker sich fragen lassen muss, ob er als Laie überhaupt zu einer gültigen Wertung kommen könne, oder ob nicht nur Ordensleute ihre Geschichte gleichsam als Insider erforschen sollten. So hat es zu allen Zeiten genug Kleriker gegeben, zumeist Benediktiner, die sich um die Kirchengeschichte verdient gemacht haben, von den französischen Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts über Kassius Hallinger bis etwa zum Siegburger Mauritius Mittler.

Ein kurzer Blick auf die Entwicklung des Mönchtums zeigt, dass Mönchsein nicht mit drei Gelübden (Armut, Keuschheit, Gehorsam) und einem gemeinsamen Leben unter dem Prinzip der Egalität erklärt ist. Monastische Lebensweise und Ideale waren vielfachen Änderungen unterworfen. Ihr Ursprung ist im nicht-klerikalen ägyptischen Wüstenmönchtum der Spätantike zu sehen, also im Beispiel einiger Eremiten (Antonius). Dieser anachoretischen Tradition wurde durch normative Regeln der Kirchenväter (Pachomius, Hieronymus, Augustin, Benedikt von Nursia) immer stärker ein koinobitisches Ideal entgegengestellt, das ein Leben in Gemeinschaft (*coenobium*) vorsah. Bis ins frühe Mittelalter kann man zwei Ausrichtungen des abendländischen Mönchtums beobachten. Im westlichen Gallien herrschte das martinische Ideal (Martin von Tours) vor, das dem Gedanken der Anachorese verpflichtet war und in seinem Individualismus genau darauf verzichtete, was später die *vita communis* ausmachen sollte: die *stabilitas loci* und eine regulierte Klo-

stergemeinschaft. Das südostgallische Mönchtum dagegen organisierte sich verhältnismäßig streng und brachte eine Reihe von Mönchsregeln oder Bearbeitungen hervor. Erwähnenswert ist hier Caesarius von Arles, der um 500 ein Frauen- und ein Männerkloster gründete und dafür die erste Frauenregel verfasste sowie die Klausur einführte. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war das Klosterleben zu einer elitären Angelegenheit geworden, worunter auch zu verstehen ist, dass der Eintritt in ein *coenobium* nicht umsonst war. Hier wird das Konfliktpotential deutlich: Adelige Klostergründer oder -insassen konnten nicht immer einsehen, dass auch sie den Regeln sich zu fügen hätten, was zu Streitigkeiten führen konnte, mitunter auch zum Aufstand mit allen denkbaren Ausschweifungen, wie sie Gregor von Tours über das Radegundiskloster in Poitiers berichtet.<sup>1</sup> Eine neue Entwicklung brachte das 7. Jahrhundert mit der Verbreitung des deutlich stärker asketisch geprägten irischen Mönchtums in der Folge Columbans (Gründungen u. a. Luxeuil, Bobbio). Die lange Zeit gültige Vereinheitlichung, die Anfang des 9. Jahrhunderts von Benedikt von Aniane, dem engen Berater Ludwigs des Frommen, durchgesetzt wurde, nahm die Vorstellungen des fortan berühmten, älteren Benedikts († um 547), des Gründers von Monte Cassino, zum Vorbild. Damit wurden alle anderen Regeln (*Regula mixta*, *Regula magistri* etc.) zugunsten der *Regula Benedicti* unterdrückt. Auch die intellektuellen Cluniazenser und die arbeitenden Zisterzienser 100 bzw. 300 Jahre später blieben ihr verpflichtet, ebenso die Ritterorden des 12. Jahrhunderts. Neue Impulse kamen mit den Bettelorden des 13. Jahrhunderts auf, die eine augustinische Familie bildeten und durch Mobilität und Präsenz in den Städten gekennzeichnet sind. Im Spätmittelalter wird die Entwicklung des Mönchtums durch die vielen

<sup>1</sup> Gregorii episcopi Turonensis libri historiarum X, hg. von Bruno Krusch und Wilhelm Levison (MGH SS rer. Merov. I,1), Hannover 1951, IX 39–44, X 15–20, S. 460–513.

unterschiedlich oder gar nicht regulierten Stiftsgründungen und -neubesetzungen durch Kanoniker/Kanonissen, Chorherren, Beginen u. a. sowie das generelle Problem der Zuordnung zönotischer Gemeinschaften unübersichtlich. Weniger Einfluss auf die Klösterlandschaft als man denken sollte hatte die Reformation. Eine echte und – nicht nur in Paderborn – folgenreiche Neuerung waren allerdings die 1540 vom Papst bestätigten Jesuiten. Es ist festzustellen, dass der Prozess der Auffächerung der monastischen Tradition(en) sich in der Neuzeit fortsetzt. Der unterschiedlichen und wechselnden Aufgabenstellung der Orden und der unterschiedlich starken Verankerung der Klöster in den weltlichen Herrschaftsbereichen auf der einen Seite stehen auf der anderen Seite der Wille zur Vereinheitlichung und die deutlich verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten entgegen. Die Heterogenität der monastischen Landschaft ist also ein Phänomen, das ins frühe Mittelalter zurückreicht.<sup>1</sup>

In den materiellen, noch heute fassbaren Konkretisierungen trifft die Ordensgeschichte sich mit der Regionalgeschichte. An diesem Schnittpunkt versammelte die Tagung Archäologen, Kirchen-, Kunst- und Wirtschaftshistoriker im Auditorium Maximum der Universität, die aus verschiedenen Blickwinkeln über „Klöster in der Region“ sprachen. Bei Klöstern und Orden assoziiert man Spezialisten für die Geschichte des Mönchtums wie Friedrich Prinz<sup>2</sup>,

Christian Courtois<sup>3</sup>, Adalbert de Vogüé OSB<sup>4</sup>, Josef Semmler<sup>5</sup>, Joachim Wollasch<sup>6</sup>, Franz J. Felten<sup>7</sup> oder eben Kaspar Elm, mit dem der Veranstalter Frank Göttmann (FB 1 der Universität) einen ausgewiesenen Fachmann vorstellen konnte.

Ausgehend von der Frage „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Ordensgeschichte?“ umriss Prof. Dr. Kaspar Elm (FU Berlin) die Entwicklungsgeschichte des Mönchtums und, als ein zwangloser Metadiskurs, die seiner Forschungsdisziplin. Er legte Wert auf die Feststellung, dass der Gang ins Kloster nicht der Aufgabe jeglicher Individualität gleichkomme, und dass zu allen Zeiten das klösterliche Leben von innen und von außen kritisiert worden sei. Ein Beispiel dafür sei die „querelle de froc“, der von den Reformorden ausgehende Streit um Auslegung und Anciennität der einzelnen Regeln. Eine geradezu ordenfeindliche Haltung habe der Lutheranismus hervorgebracht, die vom Nationalsozialismus und Marxismus unwissenschaftlich ideologisiert worden sei. Öffentliches Interesse und Anerkennung habe die Ordensgeschichte erst in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts erfahren; die emotionslose Einschätzung der Klöster als „Pflanzschulen weltlicher und geistlicher Eliten“, als „Promotoren“ des technischen und landwirtschaftlichen Fortschritts sei eine Errungenschaft dieser Zeit. Elm verglich die einzigartige und hervorragende Rolle der verschiedenen Orden in Mittelalter und Neuzeit mit der der politi-

<sup>1</sup> Zur Lektüre sei verwiesen auf: Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen, hg. von Johannes Bühler, Leipzig 1921, ND als Insel-TB Frankfurt a. M. 1989; Die großen Ordensregeln, hg. von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1994; Ekkehard IV., Casus Sancti Galli, hg. und übers. von H. Haefele, Darmstadt 1991. – Gangolf Schrimpf (Hg.), Kloster Fulda in der Welt der Karolinger und Ottonen (Fuldaer Studien, 7), Frankfurt a. M. 1996; Theo Kölzer et al., Die Kultur der Abtei St. Gallen (Bonner Akademische Reden, 77), Bonn 1997.

<sup>2</sup> Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München 1988. Auf Prinz geht auch die Antithese von aquitanischem und „Rhönemönchtum“ zurück.

<sup>3</sup> L'évolution du monachisme en Gaule de St Martin à St Columban, in: Il monachesimo nell'alto medioevo e la formazione della civiltà occidentale (Settimane di studi del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 4, 1956), Spoleto 1957, S. 47–72.

<sup>4</sup> La communauté et l'abbé dans la règle de St Benoît, Paris 1961.

<sup>5</sup> Karl der Große und das fränkische Mönchtum, in: Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben, Bd. 2: Das geistige Leben, hg. von Bernhard Bischoff, Düsseldorf 1965, S. 255–289.

<sup>6</sup> Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt (MMS 7), München 1973.

<sup>7</sup> Herrschaft des Abtes, in: Herrschaft und Kirche. Beiträge zur Entstehung und Wirkungsweise episkopaler und monastischer Organisationsformen, hg. von Friedrich Prinz (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 33), Stuttgart 1988, S. 147–296.

schen Parteien in der neuesten Zeit. Entmythologisierend sei die integrative Funktion und starke Einflussnahme auf die Gesellschaft zu betonen, aber auch die Reflexion auf eigene Aufgaben, die eben über die *vita communis* als Selbstzweck auf dem Weg zum Seelenheil hinaus die Wechselbeziehung zur Gesellschaft immer neu definierte. So ist im Selbstverständnis wie in der Organisation ein Wandel vom gottgefälligen Leben als Selbstzweck zur gesellschaftlichen Funktionsgröße, vom autarken Kloster zu hierarchisch strukturierten Kongregationen zu beobachten – wobei als Vorstufe die *cella* des Eremiten oder der Reklusin zu ergänzen wäre. Die Anpassungsfähigkeit der Orden beschränkte sich aber nicht auf die „harmonische Entfaltung vorgegebener Entelechien“, sondern zeigte sich in der Umformung von Grundsätzlichkeiten in Reaktion auf Krisen, weshalb beispielsweise die heutigen Benediktiner wenig mit ihrem Gründervater verbände, sondern sie vielmehr von Neoromantik und Historismus geprägt seien.

Als Antwort auf die Eingangsfrage legitimierte Elm Ordensgeschichte unter Bezug auf Jacob Burckhardt als eine Facette der vielfältig von Geschichte gestalteten Umgebung des Menschen; bei deren Erforschung sei die Ordensgeschichte auch ein Beitrag zur Regionalgeschichte.

Unklar blieb allerdings die Intention seiner mahnenden und klagenden Randbemerkungen, dass niemand mehr in die Kirche gehe und daher auch keine Kenntnis der Inhalte und Strukturen des Gottesdienstes im weitesten Sinn habe, auf dem Wege der Wissenschaft aber viele zu erreichen seien. In einer fortgeschritten säkularisierten Gesellschaft kann es nicht verwundern, dass diese Dinge neu erlernt und gelehrt werden müssen. Als Aufgabe seiner Wissenschaft wollte er das aber offenbar auch nicht sehen, da er gerade bei der unsentimentalen Hinwendung zum Ordensleben als Historie fürchtete, dessen *Proprium* ginge verloren. Rein erlerntes Wissen sei ohne die Praxis des Gläubigen irrelevant und führe zu keiner gültigen historischen Erkenntnis.

Man kann dies entweder als Plädoyer für Spezialistentum verstehen, oder als Aberkennung der Urteilskompetenz des Nichtchristen in allen kirchlichen oder Glaubensfragen. Letzteres hätte zur Konsequenz, dass Kirchengeschichte tatsächlich nur von praktizierenden Christen,

Ordensgeschichte womöglich nur von Mönchen, und, Insidewissen als *conditio sine qua non* verstanden, mittelalterliche Geschichte nur von Zeitgenossen erforscht und verstanden werden könne. Diese sind leider rar geworden. Der Nutzen möglichst intimer Kenntnis des Forschungsgegenstands ist nicht zu bestreiten; wo aber beginnt die dem historischen Urteil abträgliche emotionale Befangenheit? Ist nicht eher eine andere Art der – theoretischen – Vertrautheit zu propagieren, und das wäre die Antwort auf die erste Deutung der Bemerkungen Elms, nämlich eine Bündelung verschiedener Perspektiven, die von Lucien Febvre schon 1933 in Aussicht genommene Konkordanz der Methoden<sup>1</sup>, mit einem Wort, die interdisziplinäre Annäherung?

Archäologische Fragestellung und Vorgehensweise konnte Frau Dr. Gabriele Isenberg (Westfälisches Museum für Archäologie, Münster) in ihrem Vortrag „Die Entwicklung des Reichsklosters Corvey in seinen Raumbezügen von der Gründung bis zur Säkularisation“ veranschaulichen. Das vom alten Mutterkloster Corbie unweit Amiens (7. Jh.) aus gegründete Benediktinerkloster *Nova Corbeia* ist in seiner Rolle als Reichsabtei, Missions- und Pilgerzentrum wie auch in seiner Filiationsfunktion, die die Region mit dem Reich gleichsam vernetzen sollte, in Ostwestfalen zur Genüge bekannt.

Die Klosterkirche St. Stephanus und Vitus, die sich heute mit karolingischem Westwerk und barockem Langhaus präsentiert, wurde im wesentlichen in drei Bauphasen errichtet (9. und 17. Jahrhundert). Die zentrale Bedeutung in Sachsen schon bald nach der Gründung belegen die in den 860er Jahren erweiterte Klosteranlage sowie die mit Markt- und Münzrecht ausgestattete Siedlung im südlichen Weserbogen. Diese *civitas* Corvey erlebte im 12. Jahrhundert ihre Blütezeit, verlor den Stadtstatus im 14. um im 15. Jahrhundert wüst zu fallen. Die gezeigten Grabungsbefunde (Häuser mit Steinkeller) legen nahe, dass es möglicherweise um die bedeutendste Stadtwüstung Westfalens sich

<sup>1</sup> Examen de conscience d'une histoire et d'un historien [Antrittsrede am Collège de France], in: *Combats pour l'histoire*, Paris 1995 [erstmalig 1953], S. 3–17: „Collaboration des hommes, concordance des méthodes, analogie des développements“ (S. 14).

handelt, die im Konkurrenzkampf gegen die *villa Huxori* (Höxter) unterlag (wie †Balhorn gegen Paderborn). Zwischen den Fronten lagen vier Propsteien und Klöster: †Nienkerken, das noch ergraben werden müsste, Brenkhausen, †St. Aegidius im Brückfeld und †tom Roden. Ergiebig zeigte sich dabei das nordwestlich Corvey gelegene Kleinkloster tom Roden; die Anlage ist aufwendig ausgeführt, was besonders in der Wasser- und Heiztechnik sich manifestiert. Zudem wurden Silberbarren (Großwährungseinheit) und Prägestempel aus dem 12./13. Jahrhundert gefunden, die auf Buchproduktion hinweisen. Die Klosterkirche in der ergrabenen Form stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, der gemischt belegte Friedhof weist darauf hin, dass sie auch als Pfarrkirche des Dorfes Roden fungierte. Das Maria Magdalenenpatrozinium könnte auf ein Sühnemotiv für die Gründung verweisen, wie überhaupt die Frage sich stellt, welche herausgehobene Bedeutung dieser vom Kloster Corvey bestätigte Konvent hat haben können. Wurde das Kloster unmittelbar von Corvey gegründet, oder, „ein verführerischer Gedanke“, das Kloster als Gegenmodell zu Corvey, „von Befürwortern der gerade in Westfalen fußfassenden Reformorden“?

Als dritter Referent des Vormittags berichtete Dr. Roland Pieper (Landschaftsverband Westfalen-Lippe=LWL) über „Dalheim – Nutzungskonzepte und Nutzungen der ehemaligen Klosteranlage von 1803 bis heute“. Das im 13. Jahrhundert von Augustiner-Nonnen gegründete, Ende des 14. Jahrhunderts verlassene Kloster wurde 1429 dem Kloster Böödeken inkorporiert. Die Böödeken Mönche, selbst noch nicht lange dort ansässig (vgl. Vortrag Rüthing), „sammelten“ die wüstgefallenen Dalheimer Ländereien. Die Anlage wurde wiederaufgebaut und 1452 in die Selbständigkeit entlassen. Wiewohl diese Bauten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Hypocaustum kaum als bescheiden gelten konnten, wurden bis 1740 bedeutende Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen durchgeführt, sodass bei der Aufhebung 1803 ein auch wirtschaftlich funktionierender barocker Organismus mit Imkerei, Gartenkunst, Bibliothek, Scriptorium und „reicher

Musiziertätigkeit“ zerstört worden sei.<sup>1</sup> Obwohl sie überwiegend aus Stadtbürgerkreisen (Paderborn, Geseke, Brilon, Münster) stammten, könne man von einem „quasi-adeligen Lebensgefühl der Konventualen“ im 18. Jahrhundert sprechen.

Die Aufhebungskommission befand, die Mönche wirtschafteten nicht effizient, wobei als Vergleich die großen Höfe in Pommern und Schlesien dienten. Dennoch folgte der Säkularisierung der Niedergang: Die vielleicht älteste Tagelöhnerkolonie Westfalens wurde schon im nächsten Jahr (1804) verpachtet, beide aufeinanderfolgenden Pächter „scheiterten an Dalheim“, ebenso wie der von Berlin eingesetzte Administrator. Einerseits habe auch das neue Konzept (Kartoffelanbau, Geflügel- und v. a. Schafzucht, Wassermühle) keine Besserung gebracht, andererseits sei die preußische Domäne ein Fremdkörper im katholischen Umland geblieben... Die landwirtschaftliche Nutzung der Sakralräume, etwa der Sakristei als Fohlenstall, und die Nichtbeachtung der katholischen Feiertage mögen dazu beigetragen haben. Auch im 20. Jahrhundert änderte sich lange nichts. Der Restaurierung kam die Wirtschaftskrise dazwischen, und das geplante Freilichtmuseum wurde nach der Neuordnung in Bundesländer in Detmold eingerichtet.

Seit dem Ankauf durch den LWL 1979 wurden Grabungen durchgeführt; die Restaurierung beschränkt sich auf Bestandssicherung, so des bis 1737 barockisierten Westflügels. In den letzten zwei Jahren erfolgte der Übergang zum publikumsoffenen Museumsverkehr, was Führungen, Aktionstage, Wechelausstellungen<sup>2</sup> u. a. m. einschließt; der sogenannte Dalheimer Sommer scheint gut angenommen, und eine Museumsbuchhandlung ist geplant. Für die Technikgeschichte interessant ist eine rekonstruierte Getreidesortier- und -reinigungsanlage von 1926. Weiterreichende Pläne zielen auf den Ausbau zu einem Kulturzentrum. Es bleibt abzuwarten, wo inmitten der

<sup>1</sup> Dass die Barockisierung der Gebäude und die besondere Pflege der (Kirchen-)Musik durchgängig in der Klosterlandschaft des 17. Jh.s eine Rolle spielt, hat jüngst Werner Vogler wieder betont: Rez. „900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996“, in: SZG 48 (1998), S. 411f.

<sup>2</sup> Hier wäre die Wanderausstellung „Die Kultur der Abtei St. Gallen“ zu nennen (18.4.–30.5.1999).

von Pieper genannten Projekte sich dieses konzeptuell einordnen wird, mit anderen Worten: Welcher Art wird eine solche Institution sein, und wie wird sie zwischen Museumsdidaktik und Westfälischer Klosterstraße sich definieren?

„Zur Wirtschaftsgeschichte westfälischer Klöster“ äußerte sich Prof. Dr. Heinrich Rüthing (Universität Bielefeld) und stellte damit nach der Mittagspause den Anschluss an Dalheim her. Für ein „erstes revirement der Klosterlandschaft im östlichen Westfalen“ vor der Reformation könne Kloster Dalheim, das etwa 60 Jahre lang brach lag, als repräsentativ gelten. Anhand der Beispiele Böddeken und Falkenhagen stellte er die Abelsche Theorie<sup>1</sup> von der spätmittelalterlichen Strukturkrise vor.

Böddeken, kurz nach 836 als Kanonissenstift gegründet und damit ältestes Kloster im Hochstift Paderborn, beherbergte im Hochmittelalter auch einige Kanoniker (geteilte Mensa); der Niedergang seit 1390 ist nach Rüthing keinesfalls damit zu erklären, dass die adeligen Klosterinsassen nicht selber körperlich arbeiteten (was sie vorher auch nicht getan hatten) oder zu kostspielig lebten. Vielmehr seien – wie auch in vielen anderen Fällen – die Abelschen Faktoren Bevölkerungsrückgang (besonders nach dem Pestjahr 1348), sinkende Getreidepreise und im Wert steigende Handwerksprodukte als Ursache zu betrachten. Ein Einschnitt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist dadurch gekennzeichnet, dass immer mehr Bauern ihre Höfe aufgaben, den verbleibenden Abgabenreduktion gewährt werden musste, mit der Folge, dass die auf Getreidewirtschaft konzentrierten Siftsbesitzungen die Kanonissen nicht mehr ernähren konnten. Wohl ist der Aufschwung, der nach der Übernahme durch Chorherren aus Zwolle stattfand, mit körperlicher Arbeit zu erklären; die Leistungsträger indes waren nicht die eigentlichen Chorherren, sondern die Laienbrüder, die bis Mitte des 15. Jahrhunderts die Klosterwirtschaft aufgebaut und sogar erweitert hatten. Dem Widerstand des örtlichen Adels zum Trotz sei so ein landwirtschaftlicher Musterbetrieb mit 27 Chor-

herren und 150 Konversen entstanden, der von 1451 bis etwa 1470 den Viehbestand verdoppeln konnte.

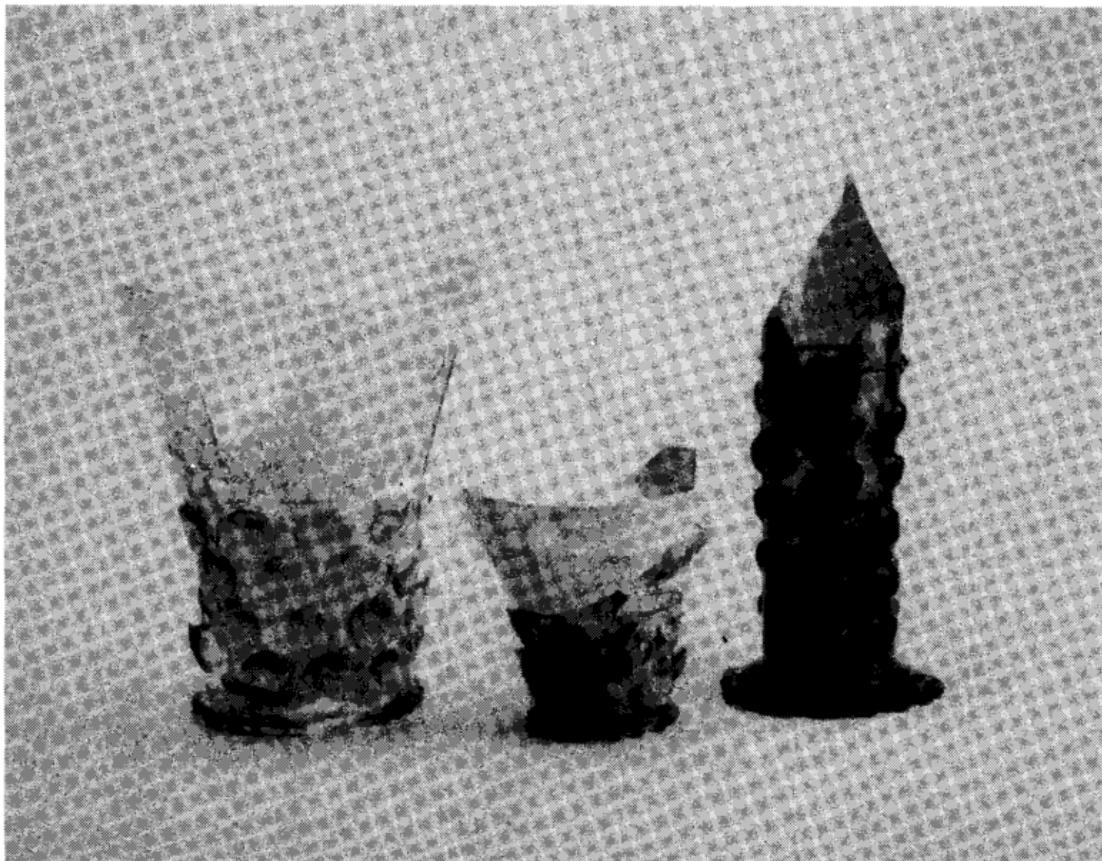
Die Frage, warum das 1247 nach Falkenhagen verlegte florierende Zisterzienserinnenkloster nach seiner Zerstörung 1407 nicht wieder aufgebaut wurde, erklärte Rüthing wiederum mit Wilhelm Abel. Infolge der Wirtschaftskrise liefen auch hier die bäuerlichen Ernährer davon, das Kloster wurde 1432 durch die (augustinischen) Kreuzherren von Huy übernommen. Diese mussten ihre monastische Ordnung ändern um Eigenarbeit einbringen zu können, durften sie doch als Chorherren nur der Lektüre und dem Chorgebet sich widmen. Die Falkenhagener übernahmen bald auch Hönscheid und Lintfeld.

In der anschließenden Diskussion wurden die Thesen Rüthings heftig infrage gestellt, was nicht verwundert, da hier ein Grundproblem der Geschichtswissenschaft<sup>2</sup> angesprochen wurde. Gestritten wurde hauptsächlich um die Gewichtung, d. h. ob die geschilderten Vorgänge wirklich als grundlegende Veränderung der Klosterlandschaft bezeichnet werden können, ob dies tatsächlich auf die wirtschaftliche Entwicklung zurückgeführt und ob das Entstehen dieser neuen Männerklöster mit sozialer Öffnung und verändertem monastischen Ideal („Arbeit als Askese“) als historische Umorientierung gewertet werden kann, oder nicht eher als Herausforderung, die von den Orden in Rückbesinnung auf alte Ideale gemeistert wurde (Elm).

Den Schritt vom Überbau des Historikers zur archäologischen Basis, um für einen Moment bei der materialistischen Terminologie zu bleiben, vollzog Dr. Matthias Wernhoff (Museum in der Kaiserpfalz), der dankenswerterweise kurzfristig für Dr. Hans-Werner Peine eingesprungen war. Er zeigte sich mit dessen Vortragsgegenstand „Mittelalterliche und frühneuzeitliche Sachkultur in westfälischen Klöstern“ bestens vertraut und präsentierte anhand einiger Dias verschiedene Grabungsfunde. Dabei wur-

<sup>1</sup> S. etwa: Wilhelm Abel, Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft (Quellen u. Forschungen z. Agrargeschichte, 32), Stuttgart/New York 1980.

<sup>2</sup> Bezeichnenderweise wurde Abel besonders von materialistischen Historikern kritisiert mit dem Vorwurf, zu einseitig die streng ökonomischen Prozesse verantwortlich zu machen, und die ökonomischen Strukturen (Produktivkräfte etc.) zu vernachlässigen.



Gläser aus dem 16. Jahrhundert aus der Kloake der Abtei des Damenstiftes Herford

de deutlich, wie schlecht die Funde zur Sachkultur eine Unterscheidung zwischen monastischen und anderen Siedlungen erlauben. Im Kloster Liesborn (Diözese Münster), das im 9. Jahrhundert als Kanonissenstift gegründet, im 12. in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde, lassen Funde aus dem 10. Jahrhundert (mit Goldblech umwickelter Faden, Mosaikstein, tauschiefter Sporn) vermuten, dass ein Profangebäude auf dem Stiftsgelände der Gründerfamilie als Wohnung diente. Auch die Datierung ist sehr schwierig, da die Objekte des frühen und des hohen Mittelalters unspezifisch sind.

Diese Probleme zeigten sich auch beim Herforder Damenstift, das mit der Gründung vor 800 das älteste in weitem Umkreis ist. Bei der Ergrabung der ehemaligen Stiftsklausur, die an die Münsterkirche anschloss, konnte eine ansehnliche Reihe verschiedenster Objekte sichergestellt werden: wie immer, Keramik-

scherben, dann Reste von Kämmen, vielleicht Griffel, Messerchen, in einem Nebengebäude des 14. Jahrhunderts Buchschließen und -prägestempel. Andere Funde belegen den höheren Lebensstandard der Äbtissin: Siegburger Töpferei und ein bedeutender Glasfund holländischer oder gar venezianischer Provenienz, darunter ein hohler Glashallus mit Verschluss.

Ausblickende Bemerkungen Dr. Wemhoffs bildeten den Übergang zur Schlussdiskussion. Dabei kam der Direktor des hiesigen Museums (noch) des LWL auf Dalheim zurück; inmitten all der vielversprechenden Projekte dürfe das Besondere der Dalheimer Anlage nicht verspielt werden, nämlich das ursprünglich mittelalterliche Klosterkonzept und die Zeugnisse der Alltagskultur. Beim Blick auf Dalheim, der – so ergab es sich – hier von archäologischer, historischer und kunsthistorischer Seite her erfolgte, wurde am Einzelfall deutlich, was als Ergebnis der Tagung gelten kann: Die Geschichte lebt

nur aus ihren Teildisziplinen, mehr noch, sie ist auf die ergänzende Perspektive jeweils zuständiger Nachbardisziplinen angewiesen. Die Beschäftigung mit Klöstern und Mönchen kommt nicht ohne Kenntnis des monastischen Lebens aus, andererseits genügt es nicht, einen Orden zu kennen, sondern man muss über ein breiteres Wissen verfügen, um ein Urteil wagen zu können. Eine geschichtliche Landeskunde, die ohne Einbettung in die „große Geschichte“ zur undifferenzierten Heimatkunde wird, kann im

kleinen eine Zusammenschau der fachspezifisch verschiedenen Perspektiven und Methoden leisten und über ihre Ergebnisse sich als repräsentative Regionalgeschichte ausweisen und zugleich selbst definieren.

So hat die Tagung den Bedarf des interdisziplinären Diskurses vor Augen geführt und zugleich das Paderborner Modell der engen Zusammenarbeit von Historikern und Archäologen bestätigt.

## Die geschuldete Erinnerung. Gedenken und Erinnern in Paderborn nach 1945

von Margit Naarmann

*Diesen Vortrag hielt Frau Dr. Naarmann am 7. Dezember 1998 aus Anlaß der Vorstellung ihres Buches „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“ – Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus, das als Band 7 der Reihe „Paderborner Historische Forschungen“ des Vereins für Geschichte an der Uni-GH Paderborn erschienen ist.*

Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch schreibt in seinem Tagebuch, ein Jahr nach dem Ende des grauenvollen Zweiten Weltkrieges: „Leider ist es ja so, daß das Geschehene, noch bevor es uns wirklich fruchtbar entsetzt hat, bereits überdeckt wird von neuen Untaten.... Das Geschehene geschehen sein lassen! Jeder sagt, das weiß man nun. Wenn man an Ort und Stelle steht, weiß man, daß man es durchaus nicht weiß, das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis, und das ist gut so, aber einmal - glaube ich - muß das Entsetzen uns erreichen, sonst gibt es kein Weiter!“

Erst nach und nach waren in den Monaten nach Kriegsende die entsetzlichen Greuel- und Mordtaten des NS-Rassenwahns in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Gefühlslage schlug um von völliger Fassungslosigkeit über diese Untaten des Naziregimes zur Empörung und Wut gegenüber den Tätern und wandelte sich schließlich zu brennender Scham. Sie wurde indes bald überlagert von leidenschaftlicher Ablehnung gegenüber dem Vorwurf von Seiten der Sieger, jeder Deutsche sei mitschuldig an diesen Greueln. Für die Deutschen wiederum war das völlige Unverständnis der Sieger für ihr Leben in einer Diktatur mit totalitärem Anspruch ebenfalls nicht begreiflich. Die Abwehr eines Schuld- und Leidensdrucks diente dann zwei Funktionen, zum einen der entschiedenen

Zurückweisung der Kollektivschuldthese, zum andern der Beteuerung, nichts von der Judenvernichtung gewußt zu haben. Das Schweigen, Verdrängen oder das Schlußstrich-Ziehen forderte die Engagierten zu um so größerer Anstrengung heraus: oftmals mit dem traurigen Erfolg verstärkter Abwehr der Umgebung.

Bereits Anfang April 1945 hatte die britische Militärregierung die Verwaltung der Landkreise Paderborn und Büren übernommen. Die Briten bemühten sich, die Verwaltung schnell in deutsche Hände zu übergeben und nahmen es mit der Säuberung der Verwaltungen sehr ernst, aber es war nicht leicht, Personen ohne NS-Vergangenheit zu finden. Zunächst wurde auf der Grundlage einer Anweisung des Alliierten Kontrollrats entnazifiziert. 1946 beschloß die britische Militärregierung, unbelastete Deutsche beratend in das Entnazifizierungsverfahren einzubeziehen. Vorsitzender der zuständigen Paderborner Berufungskammer für die Kreise des ehemaligen Hochstifts wurde Rechtsanwalt Erhart, der wegen seiner Amtsführung ein hohes Ansehen genoß (Gemeinsam mit seinem Kollegen Dr. Hülshorst führte er die späteren jüdischen Wiedergutmachungs- bzw. Rückerstattungsfälle.) Er urteilte allerdings, die Entnazifizierung habe der jungen Demokratie mehr geschadet als genutzt.